

Feierabend

Unterhaltungs-Beilage
der
Sächs. Volkszeitung

Nr. 37

Sonntag den 12. September

1909

Kinder der Berge.

Roman von L. Klinger.

Fortsetzung.

Nachdruck verboten.

Der Schmerz, die Verzweiflung des unglücklichen Weibes lassen sich leicht begreifen. Sie begab sich nun, nachdem der „Geigerkönig“ in der kühlen Walderde seine letzte Ruhestatt gefunden, auf den Weg, eine Verwandte ihres Mannes aufzusuchen, wie er sie vor seinem Tode gebeten, um dort Unterkunft zu suchen. Aber der Schmerz um den Verlorenen und die Angst vor der Zukunft hatten die Kräfte der Ärmsten rasch untergraben, und eines Abends, als sie gerade hier durch unseren Ort kam, brach sie vor dem Wirtshause, wo sie offenbar Unterkunft für die Nacht begehren wollte, ohnmächtig zusammen. Die Lammwirtin, eine gute, mildtätige Frau, ließ die Kranke in ihr Haus schaffen, und in derselben Nacht noch wurde Joseph geboren. Einige Stunden nach der Geburt starb die Mutter, ohne imstande gewesen zu sein, Auskunft über sich und ihr Schicksal zu geben.

Einige Augenblicke vor ihrem Tode kehrte ihr das Bewußtsein wieder; sie schaute mit einem Blicke voll unaussprechlicher Liebe auf ihr neugeborenes Kind, und dann mit einer verzweiflungsvoll-flehentlichen Bitte auf die an ihrem Bette sitzende Lammwirtin, die diesen stummen, rührenden Ausdruck sorgender Mutterliebe wohl verstand und mit echtem weiblichen Mitgefühl der Sterbenden in die erkaltende Hand hinein versprach, sich des verwaisten Knaben annehmen zu wollen. Mit einem dankbar verklärten Lächeln soll darauf die arme Frau sanft entschlafen sein.

Die Vorleserin schwieg hier einige Sekunden, versunken in Teilnahme und Betrachtungen über das menschliche Elend. Dann fuhr sie fort:

„Die Hinterlassenschaft der Verstorbenen bestand außer einer ganz geringen Barschaft nur noch in der Geige ihres Mannes, die sie sorgfältig hütend wie das kostbarste Kleinod auf ihre Reise mitgenommen hatte, und die jetzt im Besitze von Joseph ist. Da sich keine Papiere fanden, außer jenen erwähnten Aufzeichnungen, die keinerlei Anhaltspunkte gaben, mußte das Kind auf Gemeindefkosten im Findelhause großgezogen werden. Die Lammwirtin, die damals noch kinderlos war, hätte gern den armen Kleinen, der zu allem Unglück noch ein kurzes Bein mit auf die Welt gebracht hatte, bei sich behalten; aber ihr Mann wollte durchaus nichts davon wissen, und so mußte die Frau sich damit begnügen, so viel Gutes an dem Knaben zu tun, als es ihr unter diesen Umständen möglich war. Sie hat auch später, als ihr der Himmel eine Tochter, das schöne Mannerl, geschenkt, des armen Waisenknaben nie vergessen und mit mütterlicher Liebe ihr Leben lang für ihn gesorgt.“

„Hier sind die Aufzeichnungen zu Ende!“ sprach jetzt hoch aufatmend die Mutter. „Das übrige weißt du, liebes Kind! Joseph, der durch seine Verkrüppelung nicht fähig war, irgend ein Handwerk zu erlernen, und den sein trauriges Schicksal von den Vergnügungen und Freuden seiner Altersgenossen ausgeschlossen, lernte und las viel in Büchern und trieb schon als ganz kleines Kind, als er kaum noch die Geige halten konnte, mit Leidenschaft Musik. Er hat die musikalische Begabung seines Vaters geerbt. Es ist jammer-schade, daß ihm die Mittel zu einer regeltrechten Ausbildung

fehlten und daß er sein schönes Talent hier bei Langvergnügungen, Kirchweihen und geselligen Zusammenkünften aller Art vergeuden muß.“

„Aber er hat doch noch einen anderen Beruf, Mutter?“

„O ja,“ sagte diese lächelnd, „das ist wahr. Er ist ja der hilfreiche Freund und Berater für alle, der Hausdoctor für Mensch und Vieh. Beliebt bei groß und klein wegen seines sanften und milden Wesens, ist er der gute Engel in vielen Familien, denn wo es einen Streit beizulegen, wo es Uneinigkeiten und Hader zu schlichten gibt, überall ist der Joseph der versöhnende Vermittler zwischen den Parteien. Die Kinder wenden sich mit Vorliebe an den Geiger-Joseph in allen ihren kleinen Nöten: bei schwierigen Schulaufgaben, zerbrochenem Spielzeug und so weiter, und die Armen und Notleidenden insbesondere erfreuen sich seiner Teilnahme und Hilfe. Auf diese Weise zahlt der brave Burische tausendfach heim, was er der Gemeinde an Unkosten für seine Erziehung verursacht hat; denn nur von den Wohlhabenden nimmt er Bezahlung und zwar aus dem Grunde, um damit wieder den Bedürftigen helfen zu können, und so ist er zum Segen geworden für unser ganzes Dorf.“

Mit glänzenden Augen hatte Marianne dieser Lobrede des heimlich Geliebten gelauscht; dann saß sie noch lange in Träumereien versunken und schaute hinaus auf die Lindenbäume, in deren duftenden Blüten die Bienen fröhlich summten, und lauschte dem Jubeln der Schwalben in der warmen, sonnigen Frühlingluft. Ihre junge Seele weidete sich in ungestümmter Sehnsucht; die Welt war so schön in der Maienzeit! Und sie fühlte es deutlich in ihrem Herzen: es gab ein großes, ewiges Gut und sie würde für ihre Liebe leben und sterben.

11.

Als am nächsten Abend Marianne an Josephs offener Tür vorbeiging, um noch einen notwendigen Ausgang zu einem Kunden zu machen, sah sie Rudi in dem Zimmer stehen und unter Josephs Aufsicht Übungen auf der Geige machen. Sie grüßte mit einem holden Erröten, sprach ein paar freundliche Worte mit dem Knaben und ging dann aus dem Hause. Rudi sah ihr einen Augenblick nach, dann fragte er plötzlich:

„Höre, Joseph, hast du die Marianne lieb?“

„O ja, mein Junge, sie ist mir teuer wie eine geliebte Schwester. Wohne ich nun doch schon neun Jahre bei Mariannes Mutter, und ich habe die beiden liebgewonnen, als wären sie meine nächsten Angehörigen.“

„O, es ist so traurig, keine Eltern zu haben,“ sprach Rudi leise, in Gedanken versunken vor sich hin, während zwei helle Tränen ihm langsam die Wangen hinunter liefen.

„Tröste dich, liebes Kind! Der liebe Gott sorgt für uns alle, und wenn wir nur die Menschen von Herzen lieb haben, so lieben sie uns auch wieder, und es finden sich auch immer solche darunter, die es so gut mit uns meinen, daß wir sie an Stelle der Verstorbenen setzen können. So hat die Lammwirtin sich stets meiner angenommen, und in Marianne und ihrer Mutter habe ich, wie gesagt, die treuesten Freunde gefunden, sie haben mich stets wie einen Sohn des Hauses gehalten.“

„Aber ich habe niemand, niemand!“ klagte heftig der leidenschaftliche Knabe, „und ich hätte doch so gern eine Schwester wie Nanette, die gestern abend bei uns war.“

„Wie, das Mannerl war in deiner Großmutter Haus?“, fragte Joseph verwundert.

„Ja, aber verrate mich um Gotteswillen nicht, Joseph, ich hätte es nicht sagen sollen, nun ist es mir aber wider meinen Willen entschlüpft.“

„Und was tat sie bei euch?“

„Ach! frage mich nicht, ich darf's nicht sagen,“ bat angstvoll das Kind.

„Du kennst mich, Audi, und glaubst mir deshalb, wenn ich dir sage, daß ich nicht aus Neugierde frage, sondern aus Teilnahme für die Tochter der Frau, die mir so viele Wohlthaten erwiesen. Ich sehe es nicht gern, daß Nannette zu keiner Großmutter geht, ich ahne nichts Gutes dahinter, also sprich, du kannst mir vertrauen.“

Zögernd begann der Knabe: „Du weißt, daß meine Großmutter im ganzen Dorfe als Wahrsagerin gilt, und daß viele heimlich zu ihr kommen, um sich die Zukunft voraussagen zu lassen, oder um ihre Hilfe zu verlangen bei Erkrankung des Viehes, zur Verhütung von Missernten usw. Zu diesen Abergläubischen gehört auch Nannette, und deshalb kommt sie hinter dem Rücken des Vaters zu uns.“

„Ja, aber um des Himmels willen, was wünschst du dem das betörte Mädchen dort zu erfahren?“

„Wenn du mir schwörst, es keinem Menschen sagen zu wollen, so will ich dir ihr Geheimnis verraten. Die schöne Nannette liebt den Toni, den Bräutigam der Veronika, und nun möchte sie es mit Hilfe meiner Großmutter dahin bringen, daß Toni, der nur Augen für seine Braut, seine Blicke auf sie, Nannette, werfen möge. Und sie glaubt fest daran, daß Großmutter dies bewerkstelligen könne.“

Joseph war totenbleich geworden bei dieser Mitteilung; seine Augen blickten starr und sein Atem ging schwer und mühsam.

„Und weißt du dies gewiß?“

„O, leider nur zu gut; denn ich muß ja der Großmutter dabei helfen,“ war die mit einem bitteren Lachen gegebene Antwort.

Joseph schien das letztere überhört oder in seinem aufgeregten Zustande nicht recht verstanden zu haben; denn sonst wäre er sicherlich in den Knaben gedrungen, ihm zu sagen, worin denn seine Hilfe dabei bestände. So aber konnte er nichts denken, als das eine Schreckliche: Nannette, die er seit seinen Knabenjahren wie ein höheres Wesen geliebt, wenn auch völlig hoffnungslos; denn wie sollte das schöne, lebensfrohe, vielumworbene Mädchen, dazu kommen, ihn, den armen Krüppel, auch nur zu beachten! Nein, solch törichte Hoffnungen hatte er niemals gehegt; das war es nicht, was ihn so bestürzt und fassungslos machte, sondern die Vorstellung, daß Nannette eine solch sündhafte Leidenschaft hege, und zwar sündhaft nicht allein deshalb, weil sie dem Bräutigam einer anderen galt, sondern frevelhaft auch darum, weil sie rücksichtslos das Glück eines Nebenmenschen mit Füßen treten wollte, um die eigenen Herzenswünsche zu befriedigen. Das war es, was den edlen Mann aufs tiefste erschütterte.

„Ich muß mit Nannette sprechen, es muß mir gelingen, sie von ihrem sträflichen Vorhaben abzubringen.“

„Um Gottes willen! Du bringst mich ins Unglück! Die Großmutter schlägt mich tot, wenn sie erfährt, daß ich dies verraten habe.“

„Armes Kind — es ist wahr, ich darf dich nicht schädigen, und dennoch kann ich Nannette nicht ungewarnt lassen. Ihre Mutter war meine Wohltäterin und ich habe ihr auf dem Sterbebette versprochen, wie ein Bruder stets über ihre Tochter wachen zu wollen.“

„Aber dazu brauchst du doch der Besuche bei meiner Großmutter gar keine Erwähnung zu tun. Du kannst sie ja selbst beobachten und ihr sagen, was du für recht hältst.“

„Wahrhaftig, Audi! Du bist klüger als ich. So findet sich vielleicht ein Mittel, sie auf den rechten Weg zu bringen. Ich werde meine Augen offen halten, sie warnen und vor Unglück zu bewahren suchen.“

Marianne hatte inzwischen ihr Geschäft erledigt und ging jetzt in der Dämmerung des Frühlingsabends langsam ihren Weg nach Hause zurück. Die Erzählung der Mutter über Josephs Eltern hatten sie erregt und ergriffen, und ihre in der Stille genährte Liebe zur himmelhohen Flamme angefaßt. Das Schicksal der heldenmütigen Frau nahm all ihre Gedanken gefangen und erfüllte ihre Phantasie mit strahlenden Bildern. Das — ja das war die Liebe: Die echte, rechte, einzig wahre, die mit dem Geliebten in Not und Tod geht einer ganzen Welt zum Trost.

Auch sie würde das tun, wenn Joseph sie liebte — und warum sollte er dies nicht? War er doch immer so herzlich und gut zu ihr, daß sie oft boshaften Spott von vielen Kauf nehmen mußte, denn das man einen Krüppel wahrhaftig lieben könne, begriffen ja die wenigsten, weil das Herz der großen Mehrzahl viel zu eng und klein ist, um die erhabene Größe des edelsten Gefühles zu fassen. Aber das trübte keinen Augenblick ihre Gedanken — im Gegenteil! Es machte sie stolz und glücklich, dem Geliebten zeigen zu können, daß sie mit Freuden für ihn Opfer bringe, und das Mitleid, das sie mit dem geliebten Manne empfand, trug nur dazu bei, ihre Leidenschaft aufs höchste zu steigern.

Zwar hatte er noch nie ein Wort von Liebe zu ihr gesprochen; aber davon hielt ihn sicherlich nur die sehr erklärliche Scheu zurück, die ein von Natur stiefmütterlich behandelte Mensch wohl immer in diesem Punkte empfinden mag. O, wenn er nur wüßte, wie sie ihn verehrte, wie hoch sie seinen edlen Charakter schätzte, wie sein schönes, sanftes Antlitz mit den schwermütigen, schwarzen Augen die Sehnsucht ihrer Gedanken bei Tag und der Traum ihrer Nächte war.

„Guten Abend, Marianne!“ sprach jetzt eine unangenehme, heiser klingende Stimme an ihrer Seite, und ließ das in Gedanken versunkene Mädchen erschreckt zusammenfahren. „So spät noch allein unterwegs?“

„Du weißt doch, Martin, daß ich tagsüber keine Zeit zum Ausgehen habe und deshalb abends meine Gänge besorgen muß. Jedoch bin ich gar nicht böse darüber, denn ich kann mir nichts schöneres denken, als einen einsamen Spaziergang in der Natur, wobei man ungestört über sich selbst nachdenken kann, wozu während des Tages keine Zeit ist.“

(Fortsetzung folgt.)

Der September.

Nun schickt der Herbst die Boten aus:
Die Ranken rascheln schon ums Haus,
Es gilbt das Blatt, es bräunt das Gras
Und Nebel bau'n ohn' Unterlaß
Und steigen an des Sommers Ende
Nun weißlich dampfend durchs Gelände.
Mit Wehmut füllst du Flur und Hag
Septembertag!

In deinem milden Sonnenlichte
Reist nun der Garten voller Früchte,
Die Traube lacht aus grüner Enge
Gelb, blau und rot am Rebgehänge,
Der letzte Star pfeift feck sein Lied,
Indess' Altweibersommer zieht . . .
Schwer schwingt der Krähen Flügel Schlag . . .
Septembertag!

Noch einmal fällt ein Glanz die Welt,
Ein letztes Leuchten sonnt das Feld,
Ein letztes Funkeln blüht im See,
Ein letzter Schimmer krönt die Höh' —
Bald wird auch dieser Schimmer bleich,
Nicht erst der bunte Herbst ins Reich,
Dann bläst der Sturm die Totenflag . . .
Septembertag!

Nimm jeden Sonntag darum wahr:
Der letzte ist's vielleicht im Jahr!
Freu' dich, trifft du im Wald ein Blatt,
Das noch die grüne Farbe hat, —
Und findest eine Blume da,
Dann hege sie in stiller Ruh,
Und sei nicht bang' und sei nicht zag' . . .
Septembertag!

Elmar Bernau

Suleima.

Eine Erzählung aus dem Rif von H. Ehlers.

Nachdruck verboten.

Der Vormittagsgottesdienst war beendet. Der Kapitän der spanischen Artillerie in El Kabir, Don Faria, zündete sich eine Zigarette an und wollte langsam nach seiner Wohnung gehen, als er durch das offenstehende Tor der Citadella einen Reiter ansprengen sah. Offenbar hatte er höchste Eile, denn nur widerwillig machte er vor dem Posten halt, um ihm sein Anliegen darzulegen.

Don Faria ging auf den Reiter zu.

„Nun, was haben, — ah!“ unterbrach er sich dann plötzlich. „Sie sind ja ein Angestellter von Don Manuel; was führt Sie denn hierher?“

„Ich wollte zu Ihnen, Herr Kapitän,“ rief der Reiter feuchend.

„Zu mir? doch nichts Außergewöhnliches oder gar —“

„Doch! doch! Ich habe Eile, Herr Kapitän, daß ich Sie unterbreche. Die Kabylen haben diese Nacht die Meierei überfallen und Donna Antonia und den kleinen Don Carlos mitgenommen.“

„Teufel,“ entfuhr es dem Kapitän „und was macht Don Manuel?“

„Unser Herr ist schwer verwundet — fast alle sind es — er schickt mich zu Ihnen. Der Herr Kapitän möchte doch sofort mit einer Abteilung Soldaten herüberkommen.“

„Selbstverständlich,“ entgegnete de Faria, „ich gehe jetzt zum Kommandanten, daß der mir Leute mitgibt. Führen Sie inzwischen Ihr Tier in den Stall und gehen Sie zu meinem Bursten, daß Sie etwas ausruhen. Nachher reiten Sie dann mit zurück.“

Der Kommandant lag auf einer Chaiselongue, als der Kapitän sich anmelden ließ. Gähmend erhob er sich. Er hatte gestern abend oder vielmehr diese Nacht etwas lange gepöfert mit einigen anderen Offizieren und sah übermüdet aus.

Nachlässig grüßte er den Kapitän, der aufgeregt ihm das Gehörte mitteilte und ihm die Bitte um Gewährung von etwa fünfzig Mann vortrug.

Der Kommandant nickte und sagte:

„Gewiß, dafür sind wir ja in diesem verlassenem Lande. Der Jungfrau sei's geklagt. Hoffentlich werden wir bald abgelöst. Ich verspüre ja keine Neigung zum Kolonialdienst. Wen wollen Sie eigentlich von den Herren Offizieren mitnehmen, mein lieber de Faria?“

Dieser brannte vor Ungeduld.

„Wenn es der Herr Kommandant gestatten, möchte ich Leutnant Marina mitnehmen,“ entgegnete er kurz.

Dieser nickte und der Kapitän salutierte und ging dann schnell hinaus. Von seinem Bursten ließ er einen Brief an den Leutnant bringen und kommandierte dann zwei ältere Sergeanten und fünfzig Mann zum Ausbruch um drei Uhr.

Er hatte gerade eine Flasche schweren Malaga entkorkt und zwei Gläser vor sich hingestellt, als Marina eintrat.

„Nun?“ fragte der verwundert, „was gibt's, daß du mich so mitten aus der Siesta holen läßt?“

Der Kapitän füllte die Gläser.

„Da,“ sagte er, „erst trink einmal. Hier sind auch Zigaretten. Und dann nimm Platz. Da, in dem Liegestuhl ruht sich's bequem.“

Ohne weitere Umstände kam der Leutnant dem nach und sah dann gespannt nach dem Kapitän hinüber, der es sich auf dem Divan bequem gemacht.

„Ich habe da eine verteuflte Expedition unternommen,“ fing er nach einer kleinen Pause an, „und dazu erbitte ich deinen Beistand.“

„Wenn der dir nützt — ich stehe zu dir, das dürste dir bekannt sein.“

„Verpände dein Wort nicht zu früh,“ fuhr der Kapitän, ernster werdend, fort. „Du kannst mir helfen wie kein

zweiter. Aber — doch das überlasse ich dir. Um es kurz zu machen: Don Manuel schickt mir soeben durch einen reitenden Boten Bescheid, daß seine Meierei in vergangener Nacht von einem Kabylenstamm überfallen wurde. Es sind Rif-Leute, wie du dir denken kannst, und die haben Donna Antonia und seinen kleinen Sohn als Gefangene mitgenommen. Natürlich um Lösegeld zu erpressen oder die Donna zu verkaufen an einen der südlicheren Scheichs. Ich möchte das letztere annehmen und daher ist höchste Eile notwendig, sie zu befreien. Ich habe mir vom Kommandanten fünfzig Mann geben lassen, die um drei Uhr fertig dastehen, und dich“ — dabei sah er dem Leutnant scharf ins Auge.

„Ich verstehe dich,“ sagte der ernst, und nach einer Pause, „mein Wort gilt, ich helfe dir, Donna Antonia zu befreien.“

Der Kapitän schenkte die Gläser nochmals voll, als er an seines anstieß, das klirrend zu Boden fiel. Wie ein roter Strom ergoß sich der Wein über den Teppich.

„Macht nichts,“ sagte der Kapitän gutgelaunt, „Scherben bringen Glück.“

Der Leutnant aber dachte nur an den roten Strom. — Blut. —

Pünktlich zur festgesetzten Zeit ritt die Expedition hinaus. An ihrer Spitze die beiden Offiziere. Hier war das Gelände noch ziemlich eben und Marina schlug einen flotten Trab vor. Doch nicht lange, die Hitze war zu groß hier, wo fast kein Strauch, kein Baum labenden Schatten brachte und fast mit Jubel wurden die Ausläufer des Atlas begrüßt.

Im Anblick der Berge ließ der Kapitän Halt machen und Posten ausstellen. Er selbst und der Leutnant lagerten sich hinter einem der mächtigen Felsblöcke, die hier wie von einer Riesenhand umhergestreut lagen.

Marina war den ganzen Ritt über schweigsam gewesen. Die lähmende Hitze — der Staub — oder was es sonst war.

„Ich hätte nicht gedacht,“ sagte der Kapitän zu ihm, als sie lagernd dem Treiben der Soldaten zusahen, „daß es dir so schwer würde und fast bereue ich es, dich mitgenommen zu haben.“

„Warum? ich komme erst in zweiter Linie in Betracht. Hier gilt es, Christenmenschen diesen — diesen Riffviraten abzujaßen. Daß wir es schließlich sind, die Sie gewissermaßen dazu drängen . . .“

„Deine Liebe macht dich blind,“ unterbrach der Kapitän „und darum urteilst du zu scharf. Es mögen ja von uns Mißgriffe gemacht werden, das rechtfertigt aber diese Kabylen nicht. Uebrigens hätte ich nicht erwartet, daß deine Liebe zu diesem Maurenmädchen so stark war.“

„Dafür ist jetzt keine Zeit, das zu erörtern,“ entgegnete der Leutnant kühl. „Ueberlegen wir lieber unseren Angriffsplan. Wie hattest du den gedacht?“

Der Kapitän wurde etwas verlegen, sagte aber dann kurz entschlossen:

„Du kennst dich aus hier in den Bergen. Kennst das alte Maurenloß, das der Scheich mit seinen Söhnen und seiner Tochter bewohnt und vielleicht kann dir diese angeben, wo die Gefangenen sind. Denn sie zu sprechen, wirst du Schlupfwege wissen.“

„Die Liebe ist allerdings blind,“ spöttelte Marina, „denn sonst würdest du deinem Freunde nicht solch ehrenvollen Auftrag geben. Und dann ist's ja nur ein Maurenmädchen. Doch sei ruhig,“ setzte er schnell hinzu, als er sah, wie der Kapitän finster zu Boden sah, „ich werde den Auftrag ausführen.“

Mit Anbruch der Dunkelheit stieg Marina in die Schluchten des Atlas. Er kannte die Pfade genau, denn oft war er heimlicherweise hier gewesen — oft mit bangeren Zweifeln, die ihm stets das Gefährliche und Unmögliche seiner Liebe vorhielten — aber immer wieder selig in dem Blick ihrer sanften, märchenreinen Augen. Er war so in Gedanken, daß er kaum den Pfad beachtete. Erst das

Blätschern eines Baches machte ihn aufmerksam. Er sah sich um. Ah! dieser jämmerliche Wasserlauf mußte der Quelle entspringen, die höher herauf in einer Bergmulde lag und an die abends die Nabylen kommen, Wasser zu schöpfen. Dort konnte er sie finden. Und vorsichtig schlich er näher und verbarg sich in der Nähe der Quelle in einem Gebüsch.

Er brauchte nicht lange zu warten, als er Schritte hörte, die sich der Quelle näherten. Es war die Tochter des Scheichs und eine alte Negerin aus der Verberei, ihre Sklavin und Vertraute.

„Suleima,“ flüsterte Marina, aus dem Gebüsch hervortretend.

Erschreckt blieb das Mädchen stehen und sah den Offizier an.

„Du hier?“ kam es dann zitternd von ihren Lippen. „Ich habe doch Alhalla zu dir gesandt, um dich zu warnen. Unsere Leute wollen euch alle töten oder verjagen,“ schloß sie traurig.

„Alhalla habe ich nicht gesprochen,“ entgegnete der Leutnant, „und wenn — ich darf deine Warnung nicht beachten, Suleima. Ich muß gehorchen und meine Pflicht erfüllen.“

„Dann willst du mehr als mich sehen?“ frug sie mit dem feinen Instinkt des Weibes.

„Du errätst es,“ sagte der Offizier leise. „Aber dich zu sehen ist mir das Liebste. Und du?“

Er nahm sie zärtlich in die Arme und sie duldete seine Liebkojungen mit der ganzen Hingabe eines liebenden Weibes. Doch plötzlich riß sie sich los und frug scharf:

„Du willst die Gefangenen befreien? Kennst du die Frau und den Knaben?“

„Die Donna wird die Frau meines Freundes, Suleima, und der Knabe ist ihr Bruder. Und du wirst den Schmerz fühlen, den mein Freund hat und er bietet deinem Vater Lösegeld, wenn er sie ihm wiedergibt. Dein Vater hat viele Frauen, wir aber nur eine. Gehe hin, sprich mit deinem Vater, laß ihn fordern, was er will, ich will als Geißel zurückbleiben, bis es bezahlt ist, — wenn er — die Gefangenen gutwillig herausgibt, sonst“ — Marina machte eine Pause, „sonst kommt es zum Kampf. Jetzt schon. Ob eure Leute von der Regierung später bestraft werden wegen des Ueberfalles, müssen wir abwarten. Doch jetzt gehe zu deinem Vater und sprich mit ihm.“

„Und du liebst diese Frau nicht?“ fragte Suleima leise.

„Sieh mich an!“ sagte der Offizier, „wenn ich dich belüge, möge nie mehr die Sonne scheinen.“

Zärtlich sah ihn Suleima an — dann ging sie. —

In langer Spannung wartete er, ob es ihrem Einfluß gelingen werde, den Scheich zu überreden. Dieser Plan war ihm zuletzt aufgetaucht. Bekämpft konnte noch immer werden. Eine Abteilung der Soldaten hatte er sich folgen lassen und die andere war angewiesen, beim geringsten verdächtigen Geräusch nachzukommen.

Die Sterne glänzten schon, als Suleima zurückkam.

„Komm,“ sagte sie einfach, „mein Vater will die Gefangenen frei geben. Ueber das Lösegeld könnt ihr verhandeln.“

Sie ging voraus und Marina folgte sowie ein Sergeant und ein paar Soldaten, die die Gefangenen zurückbringen sollten. Auf hoher Bergeshöhe sah er das Schloß vor sich liegen. Ein finsterner, halb verfallener Bau, noch aus der Zeit des Maurenreiches stammend. Vor dem Tore sollte die Auswechslung stattfinden. Einige Nabylen standen da, auf ihre langschäftigen Gewehre gestützt. Suleima trat an die Seite ihres Vaters, eines weißbärtigen Scheichs, der finstern die Spanier betrachtete. Einige Fackeln gaben dem ganzen eine wilde Beleuchtung. Da kamen Antonia und der kleine Don herausgewankt, von einigen Sklavinnen geführt.

Himmel, wie sah die Donna aus? Wie mußte Furcht und Aufregung sie durchwühlt haben, daß sie diesen trostlosen Anblick bot. Erschüttert ging ihr Marina entgegen,

faßte zärtlich ihre Hand, die er teilnahmsvoll küßte. „Mut, Mut, Donna,“ flüsterte er.

Da krachte ein Schuß und mit einem leisen Aufschrei stürzte Marina zu Boden; sein brechendes Auge sah Suleima, die rauchende Büchse auf Antonia angelegt. „Da, da,“ keuchte er.

Mit gezücktem Säbel drangen die Spanier vor und der Morgen fand nur noch rauchende Trümmer der Burg. De Faria zog mit den Gefangenen, die er befreit, ab. Doch konnte er seines Glückes nicht froh werden, denn eins der Maultiere trug den Preis desselben — die Leiche seines Freundes.

Humoristisches.

Ganz einfach. Schmierseisenfabrikant Peter (zu seiner Frau): „Sieh mal, das ist praktisch, der Wachswarenfabrikant Berta hat als Telegramm-Adresse „Wachsberta!“ — Sie: „Das kannst du ja auch so machen, schreibe du einfach „Schmierpeter!“

Rücksichtsvoll. Gattin: „Allnächtlich kommst du später heim. Montag um 11, Dienstag um 12 und gestern Nacht sogar um 1 Uhr.“ — Gatte: „Ich weiß Schätzchen, du liest jetzt einen sehr spannenden Roman und da laß ich dir die Freude, daß du am Abend ungestört lesen kannst.“

Pfiffig. Herr: „Herr Wirt, Sie haben in Ihrer kleinen Wirtshaft eine französische Speisekarte — ja warum denn?“ — Wirt: „Erstens fühlen sich meine Gäste geschmeichelt, weil ich sie für so gebildet halte, und zweitens, wenn sie etwas bestellen, geb ich Ihnen, was ich will, weil sie doch nicht wissen, was sie bestellt haben!“

Rätsel - Ecke.

Bilderrätsel.



Scharade.

(Dreißilbig.)

Pflegt man im ersten guter Ruh,
Kommt oft das letzte Paar dazu.
Und fällt voll Blutbegier uns an,
Daß man sich kaum erwehren kann.
Doch ist's so schlimm nicht wie es scheint
Und bald vergessen ist der Feind,
Wenn dem Gesang des Ganzen man
Im nahen Busche lauschen kann.

Logogriph.

Du rufft es oft; hat runde Gestalt.
Ein Zeichen dazu, ist's hart und kalt.
Ein Zeichen dazu und umgestellt,
Dann ist's, was bindet, hebt und hält.
Und umgestellt, ein Zeichen dazu:
Jetzt kennst's als Mädchenname du.
Ein Zeichen dazu und umgestellt:
Drauf führt mich der Dampf in die weite Welt.

Auflösung des Vexierbildes in Nr. 36:
Der Mann ist verkehrt im Schirm. Die Beine sind im Rand
des Korbes.

Auflösung des Bilderrätsels in Nr. 36:
Besser unbeginnen als unbesonnen.

Auflösung des Rätsels in Nr. 36:
Spiz, Spize, Spiegel.

